



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Kunst der deutschen Kaiserzeit bis zum Ende der staufischen Klassik

Pinder, Wilhelm

Leipzig, 1935

Der alte deutsche Holzbau und der neue deutsche
Steinbau

urn:nbn:de:hbz:466:1-41863

Die Karolingische Kunst

Der alte deutsche Holzbau und der neue deutsche Steinbau

Alle Kunst und alle Geschichte vollzieht sich rhythmisch wie alles Leben überhaupt, in Einatmung und Ausatmung; bei der Kunst: im Aufnehmen von „Natur“ oder auch Kunst – und im Ausströmen von eigenem „Stil“. Die karolingische Kunst bedeutet ausgesprochen ein mächtiges Einholen von Atem. Sie bedeutet keineswegs einfach den Beginn aller eigentlichen Kunst der Nordvölker, wie man sich das früher – weniger aus böser Absicht, weniger aus Mangel an Rassen- oder gar Volksbewußtsein, als aus Mangel an Kenntnissen – vorgestellt haben mag. Es geht schon eine lange Geschichte voraus, aber das ist noch die gesamtgermanische; d. h. jene ältere Kunstgeschichte gehört uns Deutschen nur gemeinsam, nur zugleich mit anderen Völkern ursprünglich gleicher Abstammung. Die karolingische aber gehört bereits uns, d. h. den damals künftigen Deutschen, und den Westfranken, d. h. den damals künftigen Franzosen, gemeinsam und allein; schon allein, aber uns noch gemeinsam mit jenen, noch immer nicht uns Deutschen ausschließlich. Dieses letztere wird erst für die so großartige ottonische gelten, die indessen die unverkennbare gesetzliche Tochter der karolingischen heißen darf. Indem wir so mit der karolingischen Kunst zwar schon ein spätes Stadium der germanischen Erlebnisse, aber unser, der eigentlichen Deutschen, frühestes, ja sogar erst die Voraussetzung unserer engeren Kunstgeschichte treffen, werden wir sofort vor Einseitigkeit gewarnt. Wir werden sogleich uns des doppelten Gesichtes auch aller späteren deutschen Kunst bewußt – einer Tatsache, der sich kein gesunder Kopf, namentlich kein gesundes Herz durch den Wunsch wird entziehen wollen, man möchte lieber jemand anderes gewesen sein, als man war und also jemand anderes sein, als man ist. Es ist auch gar kein Grund, dies zu wünschen. Offenbar (wenn wir der Geschichte einen Sinn zutrauen wollen) war der Geist des Nordens, der Geist der Formenmusik von tätigster Bewegung, den wir retteten, doch nur zu retten, wenn er nicht unterbrechungslos verspröhte, sondern immer wieder und besonders gleich das erstemal

im Gefäße fester Formen eingefangen wurde. Es geschah gleichsam eine Selbstberichtigung im voraus und für alle Fälle. Ausgeatmet war schon vieles, als unter Kaiser Karl ein eisernes Willensdiktat uns die ungewohnten, aber notwendigen Aufgaben der europäischen Zukunft im ersten Umriss vorlegte. Nun galt es einzuatmen, aufzunehmen, um erst recht wieder Eigenstes verströmen zu dürfen. Der geschichtliche Augenblick, von dem an die Möglichkeit sichtbar wird, aus der nordischen Kunst eine deutsche herauszuheben (unseren alleinigen Gegenstand in diesem Buche), ist zugleich ein Augenblick des Willenseingriffs und einer durch ihn für uns gewiß künstlich erzwungenen Formenruhe und Formengröße. Man darf erwarten, daß gerade das heutige Erlebnis der Deutschen schließlich zu einem Verständnis, ja sogar einer tiefen Würdigung des karolingischen Willensdiktates führen wird. Auch heute ist – wieder! – eine Lage da, in der diktiert werden muß. Auch heute meldet sich sogar ein „Klassizismus“ als vorläufiger Ausdruck der staatlich organisierenden Willensbildung. Allerdings folgt zum mindesten im Karolingischen eines mit unerbittlicher Notwendigkeit aus dem Diktat des Staates: diese neue Kunst konnte nicht naiv sein. Sie steht zugleich, was wenigstens die Baukunst anlangt, auf der Seite einer kühleren Formenruhe. Sie muß es, da sie das Monumentale zu erbringen hat. Die karolingische Kunst hat gleichsam eine Plattform über das ruhelose Geschiebe der Wanderungszeit gelegt. Diese Plattform war kalt, gewiß, manchmal sogar wirklich „platt“ und sicher ohne die Lebenswärme alles Naiven, aber sie bedeutete doch einen Boden, auf dem in großem Sinne gebaut werden konnte. Trotz einer schon mehr als tausendjährigen Bewährung im Gestalten von Formen überhaupt war die Rasse noch immer jung – unser Volk gar, das ja nicht die Rasse ist, sondern sie voraussetzt, aus ihr hervorgeht zu eigenem Schicksal (was die „Antihumanisten“ in ihrem schönen Eifer zu verwechseln pflegen), unser Volk sollte überhaupt erst entstehen. Hier von „Renaissance“ zu reden, ist natürlich völlig irreführend. Es wurde nicht etwas Altes „wiedererweckt“, es trat nur ein Neues durch frei schöpferische Aufnahme äußerlich fremder Formen bei einem eben sich bildenden Volke ein. Selbst seinen ersten Volkskörper sollte dieses Volk erst noch bilden, seinen ersten Raum erst noch schaffen, zu dem dann wieder nach drei bis vier Jahrhunderten erst ein zweiter treten sollte, den die „große Wanderung der Deutschen“ schuf. Das Volk hielt inne im Augenblick seiner Geburt, es sog ein, es nahm noch einmal für kurze Zeit auf – wieviel Kraft gehörte dazu! –, es nahm in kurzer Zeit gewiß sehr viel mehr auf, als eine ungestörte Entwicklung, eine nicht vom Diktat ge-

peitschte, in solcher Zeitspanne hätte einbringen können. Es bewies dabei eine ausgezeichnet gesunde Lungentätigkeit und einen starken Magen. Das Volk war selbstverständlich voll architektonischer Begabung, wie es zu jeder großen Äußerung die Voraussetzungen und oft weit mehr als diese schon in seinen Vorformen, noch im Schoße der Rasse bewiesen hatte. Es bewies sie nunmehr vor sehr neuen Aufgaben. Diese wurden ihm auferlegt, weil der Staat sie wollte, und der Staat, der wahrscheinlich die Kunst zu beherrschen glaubte, war zugleich ihr Diener, ohne es zu wissen. Der Steinbau gehörte zu seiner Darstellung. Er war Pflicht des öffentlichen Machtausdrucks, aber er war, wenigstens in größerem Umfange, uns noch unbekannt. Dafür kannten wir gewiß schon sehr lange den Holzbau, den kunstvollen Holzbau sogar, und diese Holzbaukunst war sicher noch eine Kunst des Ausströmens, sie war sicher noch naiv. Dennoch schießen die Forscher, die dies endlich und mit vollem Rechte betont haben, nun wieder weit über das Ziel hinaus, wenn sie der Wissenschaft den Vorwurf machen, sie beginne (womöglich wissentlich, also schlechten Gewissens) mit dem späten „Fremden“, dem Karolingischen nämlich, statt mit dem weit älteren Eigenen ihre Darstellung unserer Baukunst. Wie gerne vermieden wir das! Aber wir wissen ja nicht, wie jene Baukunst aussah. Es ist die unvermeidliche Tragik der Holzbauforschung, daß sie bei der Vergänglichkeit des Werkstoffes stets genötigt ist, spätere Werke, Holzbauten selbst aus der Spätzeit der neuen europäischen Steinbaukunst, als die vermutlichen, stets und durchweg nur vermutlichen Voraussetzungen jener weit früher zeitlich gesicherten Steinbaukunst zu behandeln. Dabei ist dem Wunschtraume Tür und Tor geöffnet. Westeuropäische frühe Formen des Fachwerkes z. B. sollen wir uns nach finnländischen Holzkirchen des 17., ja des späten 18. Jahrhunderts entstanden denken! Ferner: es wird sicher von Beziehungen des Form- und Raumgefühles (was ja etwas sehr anderes als die Bautechnik der Verwirklichung ist) z. B. zwischen skandinavischen Holzbauten des 12. Jahrhunderts und normannischen Steinbauten des 11. zu reden sein (bei der Frage der Gotik). Mag sein, daß im norwegischen Holzbau des „Triforium“, d. h. etwas, was an seiner Stelle auftritt, keineswegs aber seine Form zeigt, eine „klare Werkbedeutung“ hat, „die im Steinbau fehlt“ (Strzygowski); aber erst recht ist wahr, daß das wirkliche normannische Triforium eine feinfühligke Raumbedeutung hat, die im Holzbau fehlt. Und das ist wichtiger! Bezeugt ist das normannische Triforium fast ein Jahrhundert früher im festländischen Steinbau, und es ist vorher und gleichzeitig bezeugt in Burgund – kaum zufällig, da von daher ja der normannische Grundriß kam. Diese Tatsachen

werden dann wieder von der Holzbauforschung gern übersehen. Vor allem aber hat das Nationalgefühl der heutigen Deutschen, des Volkes, das sich endlich zu einer starken Selbstbehauptung für die Zukunft und also doch nicht zur Zerstörung seiner Vergangenheit entschlossen hat, sich als das uns Wichtigste vorzuhalten, daß das Triforium gerade uns nur wenig angeht. Denn kein Bauglied ist so wenig wie dieses bei uns zu Hause, so überwiegend selbst in „gotischen“, also normannisch-französisch bestimmten Bauten abgelehnt (Salberstädter und Magdeburger Dom!) – Wenn es, wie in Köln oder Straßburg, dennoch vorkommt, dann ist es für uns Deutsche etwas Übernommenes!

(Ein gutes Beispiel für den Unterschied zwischen Volk und Rasse: die Überspizung der Rassenanschauung würde gerade das Übernommene das „Eigene“ nennen, wenn es sich nur irgendwo in der Rasse findet; obendrein nur in einer der verschiedenen, die unser Volk enthält.)

Wir hatten einen Holzbau, und wir haben ihn ja heute noch; und wir lieben die Rathäuser von Michelstadt oder Alsfeld, wir lieben den Fachwerkbau unserer alten Städte in zahlreichen Landschaften. Wie aber zu karolingischer Zeit und gar vorher dieser Holzbau wirklich aussah, können wir nun einmal nicht wissen. Vermutlich war es kein Blockbau (aus waagrecht liegenden Baumwalzen). Jedenfalls ist dieser da, wo wir mit den Slawen zusammenstoßen, überall deren bezeichnende Ausdrucksform. Als deutsch gilt an jenen Berührungsstellen (auch nach Strzygowski) der Fachwerkbau. Dieser wird bei uns dagewesen sein, nicht aber der „Mastebau“ des Nordens, der in einer unverkennbaren Beziehung zum Schiffsbau steht. Gerade unsere Kirchen erinnern nirgends an ihn, im Gegensatz zu normannischen. Unser alter Holzbau, der überall verschwunden ist, mag wohl im Grundgefühl schon viel von dem gehabt haben, was wir heute etwa besonders im Harze noch bewundern können. (Ein kluger Japaner hat einmal vor langen Jahren dem Verfasser gesagt, daß Goslar und Hildesheim ihn an China erinnerten, wegen des Holzbaues und des altherwürdigen Gesamtausdrucks.) Auf keinen Fall bedeutet uns etwa das Osebergschiff einen gültigen Ersatz auch nur des verlorenen Schmuckes, gerade wegen seiner herrlich meerhaften und echt nordischen, nicht deutsch-mitteleuropäischen Züge. Es kann uns für Deutschland nicht als Ersatz des an Rhein und Mosel Verlorenen genügen, es kann höchstens eine dämmerhafte Andeutung aus Verwandtschaft vermitteln. Auch unsere Schnitzkunst wird sich sehr wahrscheinlich doch zur nordischen ähnlich verhalten haben, wie die Wittislinger Sibel gegen die gotländische Bronze der Abb. 3. Unsere, genauer: die südgermani-

schen Sibeln haben damals einen größeren Ausdruck von Ruhe. Vielleicht darf man sagen, daß sie schon die innere Möglichkeit zu einer auch architektonisch engeren Verbindung mit dem Mittelmeere verraten, als sie die alte Heimat mit den dort Verbliebenen finden konnte. Stand nicht auch auf der Wittislinger Sibel: „Ulfila, vivas in deo“ – eine lateinische Widmung an einen christlichen Germanen auf deutschem Boden? Die führende europäische Kunst, nicht nur die der Deutschen, ist nun einmal die Kunst der Ausgewanderten, nicht die der zu Hause Geblienen. Uns Ausgewanderte, die Deutschen wenigstens – die einzigen,

die unter den Ausgewanderten eine reine germanische Sprache, die alte Heimatsprache behalten und weiterentwickelt haben –, uns zieht heute wieder eine neue und an sich tief sinnvolle geschichtliche Romantik zu jener alten Heimat zurück. Sie ist schön und berechtigt, aber sie ist es nur, solange sie nicht die eigene geschichtliche Wirklichkeit verleugnet. Von dort, aus dem „lichten“ Norden, wird immer uns ein Wunschbild anstrahlen, von dem wir uns Kraft holen dürfen. Zu bewahren haben wir diese Kraft aber heute wie früher in sehr anderen, in unseren, in durch Mitteleuropa gegebenen Verhältnissen. Was nun unseren, nicht den skandinavischen Holzbau, sondern z. B. den fränkischen an Rhein und Mosel angeht, so kennen wir zwar seine Formen nicht, aber wir wissen, daß er bewundert wurde, und zwar von Fremden aus südlichen Zonen. Venantius Fortunatus, der berühmte Dichter lateinischer Hymnen, der oberitalienische Bischof von Poitiers, besuchte im späten 6. Jahrhundert zweimal die rheinischen Lande. Er war begeistert



o. Michelstadt. Rathaus, um 1484

vom Holzbau, den er auf heute deutschem Boden sah, er sang davon, ähnlich wie fast 900 Jahre später Papst Äneas Sylvius Piccolomini vom Eindruck deutscher Städte überwältigt berichtet hat. Der Dichter war freilich nahe bei Treviso geboren, in einer Gegend, deren besondere Nähe zu Deutschland auch noch in später Zeit Julius von Schlosser uns deutlich gemacht hat. Vielleicht war ein unbewusstes Heimweh in seinen Versen wirksam. Sie sagen auf jeden Fall Dinge, die für unseren Gesichtspunkt noch wichtiger sind, als des Dichters schöne Hymnen auf das Kreuz.

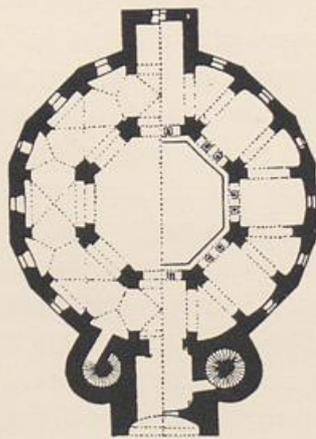
„. . . Altior inmitior quadrataque portibus ambit
et sculpturata lusit in arte faber.“

Nachdem er die sorgfältig fugenlose Arbeit gelobt und die spendende Kraft des heimischen Waldes (konnte das ein echter „Lateiner“?), schwärmt Venantius von den „Lauben“, die im Viereck den Bau umziehen, und von dem Spiel, in dem sich der schnitzende Meister dabei ergangen. Dieses „Spiel“ wirkt uns vertraut. Wir sehen daraus aber doch nur, daß es Holzbau gab (was uns niemals verwundern darf), und daß offenbar die Ornamentik mit Recht großen Eindruck machte (was wir ebenfalls voraussetzen müssen, da Ornamentik, die an sich zu jeder Frühkultur gehört, nachweislich eine Stärke der Germanen war, die überhaupt jeder Epoche mit Stärke entsprachen). Aber nicht die ursprüngliche Begabung steht zur Frage. Wenn an etwas, so hatte sie sich jetzt an der neuen Aufgabe zu erweisen. Es war die christliche Kirche in erster Linie, in zweiter der Königsbau, erst viel weiter zurück und wahrscheinlich meist ohne völlig neue Forderungen der unumgängliche Zweckbau im allgemeinen. Die Kirche vor allem geht uns an. Für den Königsbau aber ist eine nordische Überlieferung jetzt auch für Deutschland gesichert, und das begrüßen wir dankbar. Die „fränkische Torhalle“ des Klosters Lorsch hat sich neuerdings als Königshalle herausgestellt. Damit ist eine Vergleichbarkeit zu den westgotischen Königshallen in Bestimmung und Form gewährleistet, also eine Beziehung zwischen Formen der germanischen Rasse, die zunächst nicht nach dem Boden fragt; die Königshalle zeigt ein Querrechteck mit betonten Schmalenden und mit dem Eingang an der Mitte der Breitseite. Aber der Eingang ist in Lorsch dreifach, wie bei römischen Triumphbogen, nur ohne Überordnung der Mitte (was dem Römischen und dem Westgotischen widerspricht); die Schmalenden, die bei den westgotischen Königshallen Spaniens platt schließen, sind in Lorsch gerundet (mittelmeerisch!) und die Kapitelle sind antikisch (die Gestalt der Säulen selbst nicht an Taue erinnernd wie in Sta. Maria de Naranco). Das Ornament ist ebenfalls verwandelt mittelmeerisch. Es

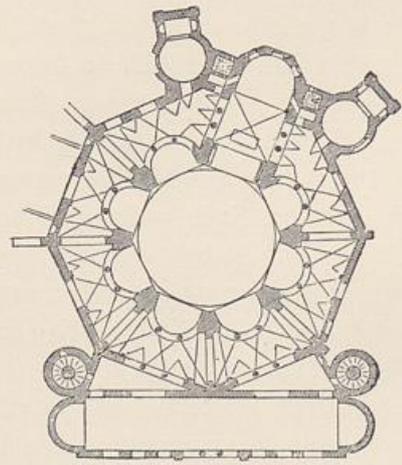
ist der Eindruck spätantiker Baukunst in Grundriß und Aufbau eingegangen, freilich mehr abgebildet als völlig eingebaut. Er trat hier bei einem christlichen Kloster auf. Er mußte aber – wie hätte es anders sein sollen? – erst da am stärksten wirken, wo nicht, wie bei der Königshalle, eine vertraute germanische Bestimmung unverändert blieb, sondern ein neues Ziel auftrat: statt des heidnischen Tempels die Kirche.

Das Entscheidende ist dabei die Raumform. Die schlimmste Fehlerquelle bei dem Versuche, die schöpferische Begabung der Nordvölker schon an gewissen Grundformen zu erweisen, liegt in der Unterschätzung der Raumform, der Überbewertung mehr technischer als künstlerischer Weisen des Aufbaus. Es gibt keine Raumform im Umkreise des Karolingischen, die wir nicht in der spätantiken Mittelmeerkultur nachweisen könnten. (Falsch ist es nur, dies zu bestreiten oder zu bedauern.) Es ist vollkommen richtig, daß zwischen der Gliederung einer normannischen Kirchenwand des 11. Jahrhunderts und dem Aufbau der „Vielmasten“-Kirche von Borgund in Norwegen, die um 1150, gleichzeitig mit St. Denis (!) entstand, eine innere Verwandtschaft besteht. Trotzdem ist das ursächliche Verhältnis nicht einfach. Weil hier sicher ein Blut schwappt, kommen wohl die Norweger des 12. Jahrhunderts auf ähnliche Aufbauformen, wie die Normannen des 11. Jahrhunderts. Aber diese Normannen des 11. Jahrhunderts verdankten ihre Raumformen der Mittelmeerkultur. Vor allem: wissenschaftlich bleibt es mehr als gewagt, Formen, die durchweg später sind, rückwärts in Voraussetzungen fest datierter, weit älterer Steinbauformen umzudenken. Das System von Borgund hat nicht, bestimmt nicht notwendig, das normannische, soviel ältere erzeugt – es ist sehr wahrscheinlich nur eine spätere Abart aus dem Geiste des gleichen Volkes. Indessen, wie schon vorher angedeutet wurde: mag ruhig früher Ähnliches dagewesen sein – uns geht es ganz bestimmt nur mittelbar an, aus einem Grunde, der nur von Deutschen angefochten werden könnte: weil es sich in beiden Fällen nicht um deutsche Kunst handelt. Wir haben gerade das niemals mitgemacht, was allerdings die Normannen taten. Zum normannischen Jumièges, zu St. Etienne in Caen, herrlichen und liebenswerten, blutsverwandten, aber nicht uns volkseigenen Schöpfungsbauten der nordischen Rasse, wird bei uns der einzigartige Speyerer Dom Konrads II. und Heinrichs III. treten, ebenbürtig im höchsten Maße und sehr anders: deutsch und nicht normannisch; die Masse nach der Tiefe gliedernd und so erhaltend, nicht nach Höhe und Breite zerschlagend und so zerstörend; keine Vorform der französischen Gotik, sondern eine Vorform der staufischen Klassik. Auch sie aber wurzelt im Karolingi-

schen! Dieses geht natürlich nicht vom wikingischen Schiffsbau aus (der sicher in den durchweg späteren Mastenkirchen Skandinaviens mitklingt). Es ist ein festländischer, ein „Landratten“, ein deutscher Stil, aus der Begegnung mit der Mittelmeerkultur gewonnen. In dieser kannte man als wesentlichste Form der Gemeindefirche die Basilika. Man kannte daneben auch für die Gemeindefirche, besonders aber für andere Bestimmungen, für Tauf- und Grabkirchen, verschiedenste Formen des Zentralbaues: das griechische Kreuz mit vier gleichlangen Armen, den einfachen Rundbau, den Rundbau mit innerem Umgang, mit und ohne äußeren Säulengang; den Sechseck- und Achteckbau; den Rundbau in das Vieleck, das Vieleck in den Rundbau, den Zentralbau also in formnahe oder formfremde Außenformen eingeschlossen und dies alles mit oder ohne Nischen, und die Nischen wieder eingehöhlt oder nach außen springend und dann wieder massiv oder in Bogenstellungen aufgelöst; und dies alles wieder mit oder ohne Kuppel, und dazu noch Zwischenformen, Verbindung und Durchdringung mit Längsbau, Kuppelbasiliken! Dies alles kannte man in der Mittelmeerkultur, aus der der neue Glaube selber kam. Diesen Glauben brauchte Karl schon als Sicherung des Staates. Die monumentalen Ausdrucksformen dieses Glaubens verbürgten ihm die weltliche Macht. So befahl er den Steinbau, und es entstanden auf ein Machtwort ringsum Kirchen der verschiedensten Formen, nicht die ersten Steinkirchen, aber nun erst die Steinkirchen als Forderung. Sie entstanden nicht etwa aus der römischen Provinzialkunst, nicht durch eine langsame Angleichung neuer Menschen an einen alten Boden, sondern



7. Aachen. Münster, Grundriß



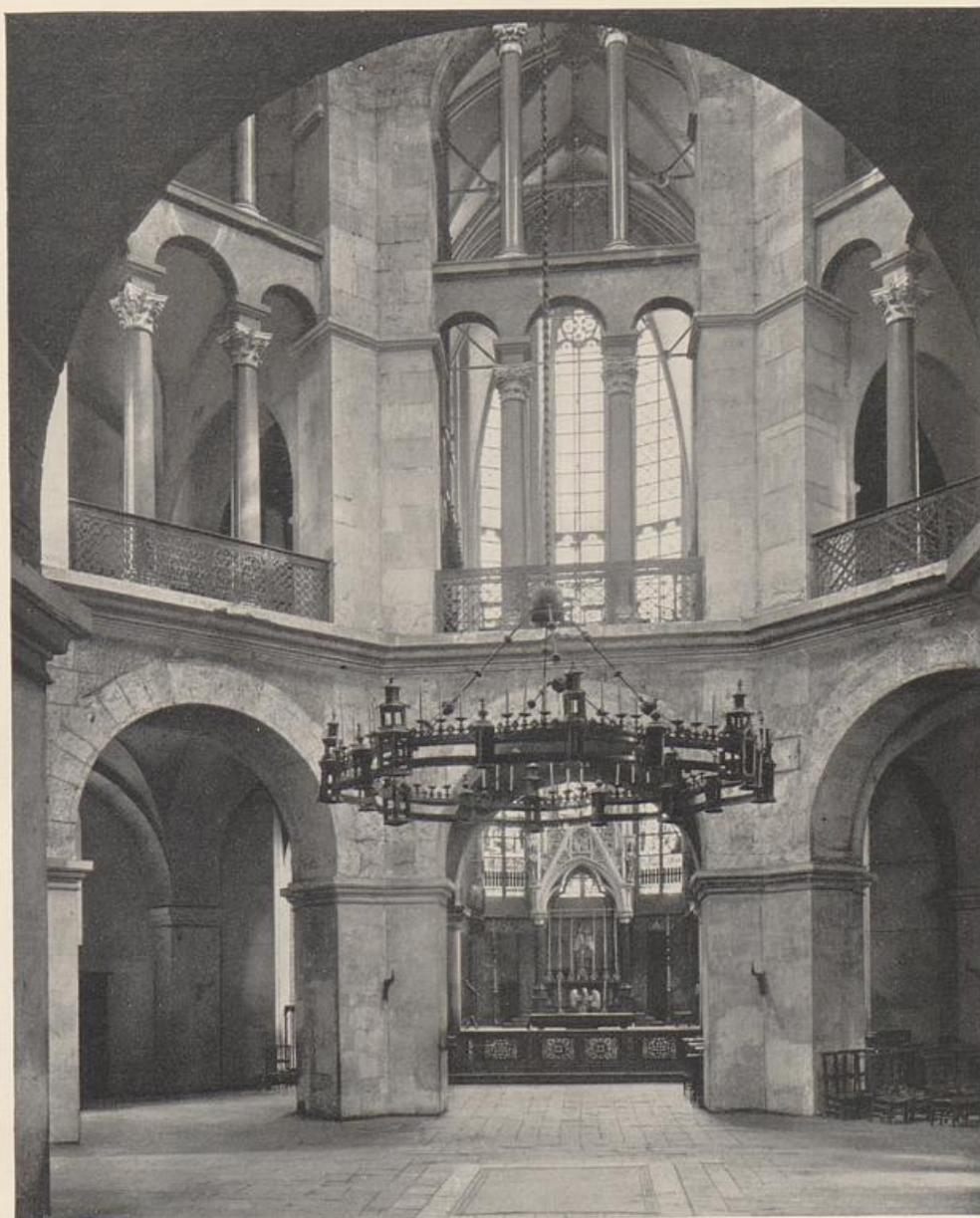
8. Ravenna. San Vitale, Grundriß

aus den großen kaiserlichen Bautaten Roms, Konstantinopels, besonders aber Ravennas – denn dort hatte Theoderich geherrscht, und wenn etwas als Zeichen geschichtlicher Größe dienen kann, so ist es das große Bewußtsein der verwandten Aufgabe, das in einer Zeit nicht nur ohne Tagesgeschwätz und Presse, sondern auch ohne echte Geschichtschreibung mit mythisch sicherem Blick über zwei Jahrhunderte zurückzuschauen vermochte. Man hat dabei auch auf Ravennatisches geblickt, das später als Theoderich, nämlich justinianisch war. Aber es entstanden keine Kopien! Nicht eine entstand! Nichts ist falscher als im Aachener Münster eine Abschrift von S. Vitale zu Ravenna erblicken zu wollen. Dort in Ravenna ist ein Achteck in ein zweites, äußeres Achteck eingeschlossen, in das von innen auspringende durchbrochene Nischen tauchen, wie im System der „Minerva Medica“ zu Rom. Die Wölbeform dieses Umganges besteht aus unregelmäßigen Verschneidungen, die dem Hauptraume artfremd sind. Dort ist also ein in sich klarer, aber ausschwellend bewegter Hauptraum von einer dämmerig formlosen Atmosphäre umlagert, die gleichsam das Unendliche vertritt, nicht den kraftempfindlichen Tatraum des neuen Menschen, sondern den teppichhaft weichen und lautlos lauernden des vorderen Orientalen. In Aachen ist alles fränkisch klar und scharf, „heilig-nüchtern“ im Sinne Hölderlins. War nicht auch der Schwabe Hölderlin gleich dem Franken Stefan George, gleich auch dem Franken Goethe, ein Deutscher, damit eine im eigentlichen Norden undenkbare Erscheinung? Ein Sechzehneck umschließt in Aachen das Achteck. Die Seitenzahl ist also nach außen verdoppelt, und jedem der gefalteten Innenpfeiler sind zwei äußere Streben zugeleitet, die ihn verdoppelt stützen. Steigende Tonnen – ein Gedanke dieses Mal aus den römischen Amphitheatern wie Verona oder Nîmes, für Aachen vielleicht durch die römische Kaiserstadt Trier vermittelt – sichern das Innere gegen den Druck des Umganges und der Gewölbe. Eine hohe technische Vernunft waltet. Nichts wäre falscher, als hier ein schwächliches Hinabgezwungenwerden in eine von Fremden geschaffene „Zeitströmung“ zu sehen. Die gleichzeitige römische Kunst unter Papst Pasqual ist völlig anders: Zeit Karls des Großen, aber nicht karolingisch; mühselige Erinnerung auf erschöpftem Boden, nicht kriegerisch staatenbildende junge Kraft in aus Altem neu gewonnenen Formen. Die „Pasqual-Kunst“ hat einen deutlich verfallmäßigen, barbarenhaften Zug zum Betäubenden und Übertreibenden. Das Aachener Münster dagegen hat vor seiner „Wiederherstellung“ zwar auch nicht den richtigen Eindruck gegeben, aber immer noch einen richtigeren als jetzt, und dies darum, weil in ihm der Gegensatz zur Pasqual-Kunst



9. Aachen, Münster. Westbau (Zeichnung nach Debio)

herrscht. Hier ist ja keine „Moschee“, wie Spengler meinte, selbst die Dekoration zeigt den gleichen Ausdruck klaren, staatsbildenden Willens, den wir aus allen Äußerungen des Herrschers ersehen dürfen. Als das Münster noch in kühlem, reinem Steingrau da stand, sprach diese Farblosigkeit, wie wohl nicht ursprünglich, doch den wahren Geist der Ursprungszeit richtiger aus, als die mißverständene Byzantinik der Erneuerung. Es war aber offenbar ehemals so: über der grauen Naturfarbe des Steines in den Pfeilern des Erdgeschosses erklang erst im mittleren der Schichtenwechsel aus Weiß und Rot. Dazu hub in den vergoldeten Gittern und den zusammengeraubten Säulen eine neue rhythmisch gliedernde Einzelfarbigkeit an, die erst in der Kuppel, bei der letzten Steigerung durch Goldmosaik, in sich zusammenschwamm. Also nicht orientalisches Gleichmaß schöner Betäubung wie in Ravenna oder Byzanz, sondern klare Berechnung einer Folge. Noch der deutsche Barock kannte diesen Grundsatz. Daß man Granit- und Porphyrsäulen zusammengeraubte, war freilich ein spätantiker Zug, zweifellos! Hier wie in der Mittelmeerkunst erklärt er sich aus einer Mehrschätzung des auch



10. Aachen, Münster. Um 800 (vor der Erneuerung)

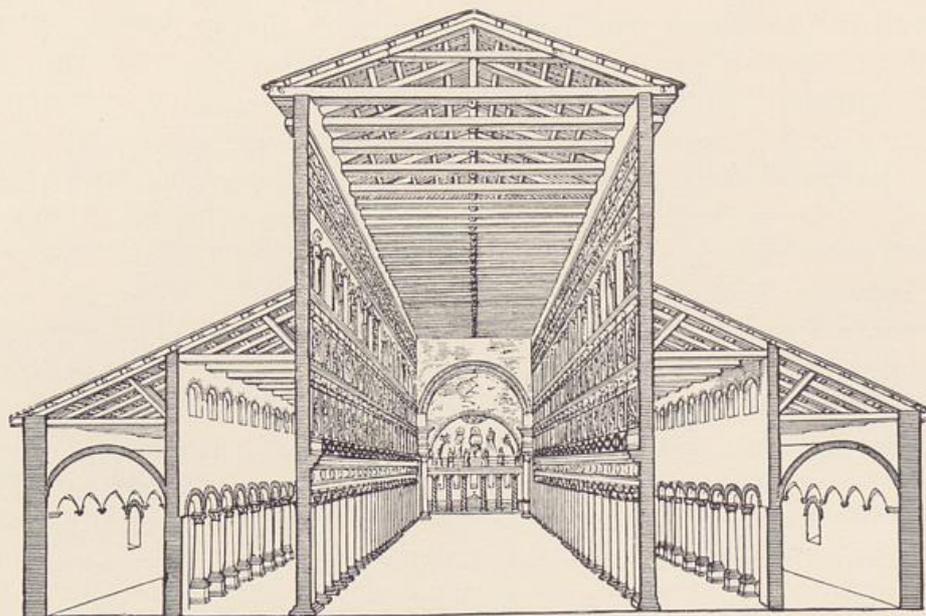
5 PK

tatsächlich Wesentlicheren: des Raumes vor dem Einzelkörper. Dies blieb immer eine tiefe deutsche Auffassung, auch nachdem längst die gesetzmäßig freie Gestaltung jedes Gliedes durchgeführt war. Aber schon die Bronze-
gitter, die – so verführerisch die erste Vermutung A. Haupts erschien – doch nicht von Theoderichs ravennatischem Grabmale stammen können, sie sprechen das puristische Latein der *Vita Caroli*, wie Einhart es schrieb. Es ist ein von Deutschen gesprochenes und neu geformtes, höchst sauberes und eigenartiges Latein. Selbstverständlich: der Blick des Herrschers suchte die Weiten des alten Weltkreises, und er reichte bis tief in den Osten hinaus. Odo von Metz aber, der Franke, der das Münster schuf, tat etwas durchaus Neues und Eigenes. Er trug auf fränkisch, in einem werdenden Deutsch, in einer germanischen Sprache eine Großform des Südens vor. 900 Jahre später hat wieder ein Franke, der Niederfranke Rubens, auf seinen Riesen-
schultern die ganze Last südlicher Größe nach dem Norden getragen. Die Tat des Odo von Metz ist wie ein jugendlicher, metallisch scharfer Vorklang der späten barocken Leistung – die ja auch Geschichte und nie zurückzunehmen ist. Der Außenbau enthielt in der von Masse überstiegenen Westnische zwischen zwei halbrunden Seitenbauten schon den Typus einer sehr deutschen, also einer unfranzösischen Westanlage: körperhafte Betonung der raum-
bedeutenden Mitte anstatt der eine flach geöffnete niedrigere Mitte begleitenden körperlichen Hochtürme. Draußen im Vorhofe stand ein Reiterbild, das man für das Theoderichs hielt. In Wahrheit soll es den Kaiser Zeno dargestellt haben. Noch hätte der erst werdende Deutsche so etwas nicht selber leisten können, ganz abgesehen davon, daß ja gerade Theoderich gemeint war, die Berufung auf den germanischen Vorgänger in der geistigen Einschmelzung des Südens. Aber selbst darin dürfen wir, und diesseits der Alpen nur wir, schon eine Vorahnung des kommenden Eigenen erblicken: wir allein haben, sogar bevor der südliche Boden selbst wieder dazu kam, weit vor Donatello das Reiterdenkmal er-
weckt. Der Magdeburger Reiter ist der (weitaus großartigere) Ahne der veronesischen Scaliger-Reiter (die übrigens ein ursprünglich bayerisches Geschlecht verherrlichten). Und noch im späteren 14. Jahrhundert haben deutsche Meister als erste wieder ein überlebensgroßes bronzenes Reiter-
denkmal aufgestellt: die Brüder von Klausenburg in Groß-Wardein. Sie dachten, ohne es zu ahnen, einen karolingischen Gedanken schöpferisch zu Ende.

Doch uns geht hier die Baukunst an. Man hat, durch den Zufall der Erhaltung verführt, früher den Zentralbau als die eigentliche Form des Karo-

lingischen angesehen. Nun gibt es gewiß verhältnismäßig viele Zentralbauten, in Nymwegen und Mettlach, dann noch im 10. Jahrhundert als Nachener Nachwirkung im Nonnenchore des Essener Münsters, sogar im 11. Jahrhundert in Ottmarsheim (Elsas). Wir kennen auch St. Germigny des Prés (Loire), eine Form aus dem griechischen Kreuze, zugleich eine Form aus dem neunteiligen Raume der Spätantike, wie schon das Prätorium von Nusmieh in Syrien ihn zeigt – aber dennoch von völlig neuem Raumgefühl und errichtet von dem germanischen Westgoten Theodulf um 806. Wir haben die kleine Friedhofskapelle von St. Michael zu Fulda und damit den reinen Typus des Rundbaues mit innerem Umgange. In der Krypta ist er von einer einzigen Mittelsäule aus gestützt und gewölbt, aber darum wirklich kein nordischer „Einmastenbau“. Wir haben die Dreifonchenanlage von St. Stephan zu Werden, die sich an römische Friedhofskapellen anschließt, aber kein ganz reiner Zentralbau ist. Wir hören, daß um die Mitte des 8. Jahrhunderts St. Willibald, der erste Bischof von Eichstätt, der 7 Jahre im Orient weilte, den ersten Eichstätter Dom in der Form des griechischen Kreuzes anlegen ließ, und, da ja der Steinbau vor Karl nicht völlig fehlte, nur erst von ihm als allgemeine Forderung aufgestellt wurde, so finden wir schon im Anfange des 8. Jahrhunderts die Kirche auf der Marienveste zu Würzburg, einen Rundbau mit 6 Rundnischen und zwei Durchgängen; ja, früher noch den ursprünglichen Ovalbau von St. Gereon zu Köln, ebenfalls mit Nischen.

Die herrschende Form der Gemeindefirche muß indessen die Basilika gewesen sein. An keiner Stelle freilich besitzen wir heute noch das gänzlich ungestörte und vollständige Raumbild einer karolingischen Basilika. Aber wir haben recht gute Reste (durchweg in Westdeutschland); wir haben alte Abbildungen und alte Nachrichten, und es sind ständig Grabungen im Gange. Kluge Bauforscher haben die Ergebnisse aus all diesen verschiedenen Quellen zur Deckung zu bringen gesucht. Vieles ist und bleibt unklar. Über manchen wichtigen Bau gehen die Meinungen stark auseinander. Aber eines können wir mit Bestimmtheit sagen: nicht ein einziges Mal war die altchristliche Kirche Roms nachgeahmt. Eher darf mit der gelegentlichen Einwirkung vorderasiatischer Bauten, namentlich aber der justinianischen Kunst gerechnet werden. Es ist aber gerade gegenüber Rom, das doch Ziel und Mitte schien, überall ein gänzlich neuer Geist da, es brodelte von schöpferischem Willen. Man kann sich der Erkenntnis seines Ausdrucks nur künstlich zu entziehen suchen, wenn man immer da „Unentschiedenheit“ sieht, wo doch schon das andere, das Nicht-Altchristliche, entschieden ist,



11. Rom. Alt = St. Peter, Einblick

und zwar in einer ganz bestimmten Hinsicht. Selbst die scheinbare Nüchternheit vieler Schöpfungen erweist diesen Geist, selbst und gerade die Vielfalt erweist ihn. Denn sie kommt durchaus nicht nur aus dem Nebeneinander des Neuen mit noch nachklingenden, wirklich vorkarolingischen (merowingischen) Anpassungsformen, sondern sie kommt gerade im Neuen selber aus dem Vortasten eines Willens, der seiner selbst eben genau so weit nicht bewusst ist, als er einem wirklich schöpferischen neuen Triebe entstammt, als er ein gänzlich neues Raumbild sucht, das später Wirklichkeit wurde: unseres, das abendländische, das „mittelalterliche“. (Warum das Wort mittelalterlich hier bei seinem ersten Auftreten in Anführungszeichen gesetzt wird, kann und soll erst die spätere Darstellung erweisen.) Der heutige Beobachter spürt das ungewusste System, denn die Folgezeit hat es klar herausgezogen. Hinter aller Vielfalt steht schon ein Gemeinsames, zunächst ein gemeinsam Verschiedenes: alle karolingische Basilikakunst sieht vom altchristlichen Rom her wie ein Einspruch aus. Die stadtrömische Basilika, wie Alt-St. Peter und St. Paul vor den Mauern, zeigt stets eine gleichsam an der Erde hinfriedende Raumform – eine reine Raumform obendrein, deren Außenerscheinung nur unvermeidliche Säule, kein Eigenwert ist –, eine innen-

räumliche Eindrucksfolge also, die den Gläubigen aus dem Vorhofe in die Vorhalle führt, aus dieser in das einseitig vorwärtsströmende Innere der Kirche, das von den Seitenschiffen begleitete Mittelschiff, bis sie von der Apsis oder schon vom „Querschiff“ – besser (nach Evers) dem Breithause –, dessen eigene, ausgehöhlte Mitte nur die Apsis ist, bis sie schon vom Triumphbogen abgefangen wird, der die gesamte Ostpartie als ein Zweites, Anderes und Fremdes gegen das Langhaus abschließt (besonders deutlich zu spüren in St. Paul). Und dies ist das Kennzeichnende der altchristlichen Kunst, es ist das, wogegen die karolingische im Namen der abendländischen Zukunft die ersten, kaum bewußten, aber umso echteren tätigen Einwände erhebt: einmal fehlt der stadtrömischen Basilika nach außen die lebendig entwickelte Massenform. Schon aus dem Widerspruch dagegen erhellt der nordische Charakter der karolingischen Kunst. Jener Mangel an ursächlich klarer Verbindung zwischen Innen und Außen bleibt nämlich überhaupt inneritalienisch; die übliche italienische Fassade auch späterer Zeit, auch die aufwendigste und äußerlichste, und gerade sie, ist Maske, nicht Gesicht, und wenn eine italienische Kirche nicht fertig ist, so pflegt ihr die Fassade zu fehlen – bei uns im gleichen Falle eher der Turm! Nicht nur dieses aber ist entscheidend, daß der romanische Massenbau im Karolingischen bereits seine ersten Züge zeigt, und daß diese sehr gegensätzlich zum Römisch-Altchristlichen sind. Wichtiger noch ist ein Anderes: in den Mittelschiffswänden der stadtrömischen Basiliken ist, und zwar in jeder einzelnen Wand für sich, alles nur ein Neben- und Übereinander, und erst dadurch im ganzen ein (nur zufällig und irgendwo, irgendwann einmal abgegrenztes) Hintereinander. Die Raumform, vom westlichen Eingange bis an die Apsis oder an das Breithaus, strömt, dieser ganze Raum „geht“ – und erst die Ostseite ruht und liegt unzweideutig. Aber schon das karolingische Hochschiff steht, es ist in sich selber zusammengezogen und auf eine besondere Weise durchgegliedert. Im stadtrömischen Bau, den doch sicher die karolingische Welt kennen mußte, in St. Peter, wo Karl die Kaiserkrone empfing, fragt die Säule der linken Wand nur nach der nächsten Säule der linken Wand und so fort, die der rechten nur nach der nächsten der rechten Wand und so fort, aber sie fragt, gebannt in den Strom des Reihenganges der eigenen Wand, nicht nach der Säule, die ihr gegenübersteht. Damit ist gemeint, daß die gruppierende Querverbindung fehlt. Die Säulen beider Stützenreihen können einander im Einzelfalle genau gegenüberstehen, aber sie müssen es nicht, und auf keinen Fall wird ihre senkrecht zur mittleren Tiefenachse laufende, überquerende Beziehung wahrnehmbar. Selbst wer nicht den Gleichlauf beider

Wände zu Seiten des leeren, mit der Flachdecke ja nicht wirklich geschlossenen Mittelganges als Sinn der stadtrömischen Basilika empfinden, wer also diese nicht als Längs-, sondern als Breitraum vorstellen will, der hat erst recht, wenn er die eine Wand in der Breite betrachtet, die andere gänzlich im Rücken. Wie man es auch sehen möge: man ist vom Raume nicht umfassen, der Raum ist nicht nach solchen Teilungen gegliedert, die die Mittelachse überschneiden könnten. Er hat nur Geschosse, aber keine Jochfolge. Es fehlt ihm an inneren Punkten des Haltes, er ist „haltlos“, und darum gibt es auch keine sinnvolle Begrenzung der Zahl: ob 8, 13 oder 21 Säulen, darüber entscheidet keine innere Notwendigkeit, sondern nur eine äußere Möglichkeit, die der gerade erreichbaren Gesamtausdehnung. Dazu sprechen auch nicht die Zwischenräume von Säule zu Säule das entscheidende Wort, sondern diese Zwischenräume sind nur als die unvermeidbare Ermöglichung der Säulen, also nur um dieser willen da (zumal bei waagerechtem Gebälke; bei Bogenverbindung regt sich wenigstens ein leiser Keim neuer Möglichkeiten). Im Altchristlich-Römischen wird der Zwischenraum von der Stütze erzeugt, im Karolingischen braucht der Raum die Zwischenstütze. Was dort schwacher Taktteil ist, das ist hier stärker. In der stadtrömischen Basilika leben beide Mittelschiffswände nur vom gemeinsamen Bezug auf eine Linie, die Tiefenachse. Innerhalb der einzelnen Wand liegen also Längsschichten in Geschossen übereinander. Was im Geschosse einer einzelnen Wand waagerecht zusammengehört, das gehört unmittelbar und wirklich und wahrnehmbar zusammen, und nur das! Dieser Zusammenhang entscheidet allein. Es kommt darum auch auf die Form der Säulen nicht genau an, so wenig wie auf ihren genauen Abstand. Diese Säulen können Beutestücke aus heidnischen Tempeln oder anderen Bauten sein, verschiedenen Alters, verschiedener Dicke und Farbe. Wenn gelegentlich so etwas auch im Karolingischen vorkommt, so ist es ein Noth, es ist dann noch nicht karolingischer Stil. Schon in der nächsten Folgezeit muß das aufhören. In der Folgezeit wird die Säule durchweg neu geschaffen, als einheitlicher Typus von einheitlicher Ausdehnung und einheitlichem Werkstoff und bei freiem Vortrage nur der ebenfalls neu geschaffenen Einzelformen. Daß aber die Folgezeit soviel folgerichtiger (und also im Gesetze freier) denken konnte, das verdankt sie dem grundstürzenden Neuerungswillen des Karolingertumes. Er äußert sich so: während (noch einmal gesagt) in der altchristlichen Wand die waagerechte Bindung innerhalb jedes Einzelgeschosses vorherrscht, die Stützenreihe in sich läuft, darüber die Obermauer in sich, darüber der Lichtgaden in sich, so daß auch die

Fenster nicht notwendig über Säulen oder Zwischenreihen stehen, — so legt die Karolingische Kunst wenigstens den Grund zum Entgegengesetzten. Sie spannt, noch nicht durchweg wahrnehmbar, am klarsten offenbar auf dem Pergament der Grundrisse, sie spannt aber jedenfalls gleichsam unsichtbare Querseile von Wand zu Wand. Beim Bau selber werden sie sicher ganz wirklich gespannt worden sein. Es sollen nun nicht mehr in sich selber einheitliche, voneinander aber waagrecht scharf geschiedene Geschosse übereinander ruhen (oder dahinziehen). Es sollen Grundzellen der Ordnung gebildet werden, deren jede nunmehr alle Glieder des Aufbaues in Teilen enthält: einen Teil der bogenverbundenen Stützen mit ihrem Zwischenraume, einen Teil der Obermauer darüber, einen Teil der Fenster (vielleicht nur eines) darüber. Wenn an der Einzelwand das erreicht sein wird, so muß dieser aufrechtstehende Wandteil, muß diese nun um ihre eigene stehende Mitte schon gesammelte Gruppe auch nach der entsprechenden der Wand gegenüber fragen. Dann steht unter Umständen die Einzelstütze links zur entsprechenden rechts in nahezu gleich starker Beziehung wie zur Nachbarin an der eigenen. Dann wird aus dem Übereinander von gleichsam liegenden Reihen (Geschossen) der Einzelwände schließlich ein Hintereinander von fühlbar stehenden Gruppen. Denn dann wird zwischen den Abständen der Stützen nicht nur längs der Schiffsachse, sondern auch quer über diese hin, senkrecht zu ihr, eine gesetzmäßige Beziehung erreicht. Die bloße Macht der Grundlinie (Mittelschiffsachse) wird zur Macht einer Grundfläche (Mittelschiffsboden), und diese zuletzt ein Rechteck nicht unbestimmter Ausdehnung, sondern ein Rechteck aus Quadraten; ihre Länge wird ein paarmal die Breite enthalten. So wird zuletzt aus dem Übereinander in sich selbst gleichmäßiger, gegeneinander aber verschiedener Formreihen das Nebeneinander in sich selbst verschieden zusammengesetzter, aber einander gleicher Formengruppen. Es ist der Gedanke der „Raumtravée“. Wir haben leider kein deutsches Verabredungswort für diesen Baugedanken. Man kann von Raumjochen sprechen, nur denkt man dabei allzuleicht an das Gewölbejoch und damit geschichtlich allzuweit vorwärts. Allerdings: dies ist auch im vorher Gesagten schon geschehen. Es mußte vorausgreifend zur Andeutung gebracht werden, was im Karolingischen oft erst schüchtern, aber schon nicht mehr umzubiegen, seinen Lauf beginnt. Einen stehenden Raum aus Raumstropfen überschaubar gegliedert zusammensetzen, ihn aufrecht zu stellen, das ist der neue Wille. Wenn er sich im Inneren durchsetzt, wird er auch in die äußere Erscheinung hineinwirken. An der Stelle der markthallenartig am

Boden kriechenden römischen Basilika wird die deutsche aufrechte Baugruppe entstehen. Wunderwerke wie Maria-Laach werden entstehen. Das Karolingische hat sie möglich gemacht.

Man nennt diese neue Gliederung des Kirchengrundrisses den „quadratischen Schematismus“. Man möge vor dem Worte nicht erschrecken. Man wird gleich sehen, daß es etwas Einfaches und sehr Lebendiges bedeutet. Die Maße werden in Beziehung gesetzt (eine Leistung des angeblich so proportionsfeindlichen Deutschlands, zu der Italien damals unfähig war). Die Breite bekommt ein bestimmbares Verhältnis zur „Länge“, eigentlich der Tiefe des Raumes; sie ist in dieser als in einem Mehrfachen von ihr selbst enthalten. Die Wandform erhält den Sinn einer Zusammensetzung aus abzählbaren Teilen, der ganze Raum erhält ihn schließlich. Es ist der Sieg der Gruppe über die Reihe! Genauer gesagt: es siegt die Reihung aufrechter Gruppen über die Schichtung einfacher Reihen. Beziehungslinien werden gefunden, die der Grundachse nicht mehr gleichlaufen, sondern zu ihr senkrecht stehen. Jede solche Verbindungslinie, auch wenn noch kein Körper sie verwirklicht, bedeutet gegenüber dem haltlosen Längs der ungebrochenen Waagerechten einen Widerhalt: Überquerung des Grundrisses und Durchspaltung des Aufrisses. Beides war erst zu gewinnen, um beides mußte erst gerungen werden.

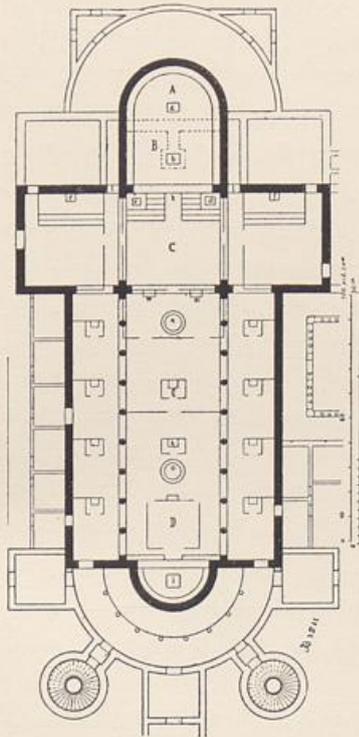
Wenn man sich den quadratischen Schematismus selber schematisch vorstellen will, so geschieht es am besten so: das Natürlichste ist, daß zunächst das Langhaus mehrere Quadrate umfaßt. Das nächste danach wäre, daß die Kreuzungsstelle zwischen Lang- und Querschiff ebenfalls quadratisch würde. Dies setzt also voraus, daß das Mittelschiff des Langhauses und das Querhaus von gleicher Breite seien. Die Durchschneidungsstelle zwischen Mittelschiff und Querhaus nennt man Vierung. Sind die sich hier durchkreuzenden Räume gleich breit, so entsteht natürlich auf der Bodenfläche ein gleichseitiges Viereck, ein Quadrat, das bekannte „Quadrat der Vierung“. Die Vierung kann aber schon quadratisch und doch noch keine ganz echte Vierung sein: damit sie dieses werde, muß man auch deutlich spüren, daß wirklich Räume, nicht nur Ebenen, sich schneiden, so daß hier ein Mittelpunkt auch für das Aufrechte entsteht, vergleichbar dem einer zentralen Anlage. Dies wieder wird erst erreicht, wenn der Vierungsraum sich in gleicher Weite und Höhe nach dem Mittelschiffe wie nach den Flügeln des Querschiffes öffnet. Geschieht auch dieses, dann spricht man von einer „ausgeschiedenen Vierung“. (Sie ist indessen offenbar zum ersten Male in

St. Michael zu Hildesheim, also erst in ottonischer Zeit erreicht worden, dort jedenfalls zuerst sicher nachzuweisen.) Sobald nun die Vierung quadratisch ist, wirkt sie, da ein Quadrat einem Kreise um- oder einbeschrieben sein kann, durch ihren Mittelpunkt, den die aufrechte Form des Vierungsturmes mit ihrer gespitzten Mitte bezeichnet. So kann sie den Langbau umdeuten. Eine sehr starke Annäherung an den Zentralbau wird denkbar. Sie würde vollständig, wenn von jeder Quadratseite der Vierung aus gleichmäßige Räume nach allen Seiten ergingen. Bei genau gleicher Länge der Arme entstünde ein „griechisches Kreuz“. Dann stünde die Vierung keineswegs mehr „am Ende“ des Langhauses, vielmehr wäre umgekehrt dieses von ihr her entsendet, gleich den anderen drei Armen. Nun sind aber bei der älteren T-Form der Basilika überhaupt nur drei Arme da: das Langhaus und die Querschiffsflügel. Zuerst müßte sich also das Quadrat wenigstens als Grundmaß auf diese letzteren übertragen. (Es ist – auch dieses – im Karolingischen geschehen.) Aber noch fehlt ja die vierte Seite: erst, wenn über die Vierung hinaus zwischen diese und die Apsis noch ein Chorraum gelegt wird, ist auch sie gewonnen. Dies ist dann die Umbildung der „Tau-Form“ (nach dem griechischen Buchstaben für T benannt) in die des „lateinischen Kreuzes“. Eine andere Folge – immer noch schematisch gedacht – ist, daß auch dieser vierte Arm, der Langchor, das quadratische Raummaß der Vierung erhält. Würde dann noch das Quadratmaß halbiert auf die Seitenschiffe übertragen, so erhielten wir das „gebundene“ System. (Es ist später wirklich gekommen.) In diesem wäre gesetzmäßigerweise, bei wirklich klarem Ausdruck, zwischen den Stützen der Quadratecken und den Stützen innerhalb des Quadrates unterschieden. Das ist geschehen. Pfeiler haben die Säulen zwischen sich genommen (Abb. 14, 15). Diese Form wird gern Stützenwechsel genannt, aber dieser Ausdruck hätte nur dann einen guten Sinn, wenn die Stützenreihe noch immer in einheitlichem Flusse erlebt würde, römisch-altchristlich, als einseitig gerichtete Formenfolge, deren atmungsartig gliedernden Wechsel man dann mit sehr gutem Rechte, als Gliederung einer mittelbar zeitlichen Erlebnisfolge von einfacher Erstreckung, „Rhythmus“ nennen könnte. Solche Fälle können vorkommen. Aber bei der neuen Baugesinnung handelt es sich nicht mehr um Versfüße, sondern eher um Strophengebilde, wobei man indessen den „Strophen“ als Wesentliches ihre eigene, höchst räumliche Mitte zuzudenken hätte. Die Ecken eines Quadrates beziehen sich nun auf dessen Mitte. Sie ist zunächst unbezeichnet, aber schon wirksam. Sie wird später durch den Schlüsselstein des Gewölbes von oben her sogar sichtbar betont werden. Die Hauptstützen der

Quadratseite einer Wand rahmen, obgleich auch ihre rhythmische Verbindung in der Längsachse noch weiterklingt, geheim doch ein symmetrisches Gebilde ein. Dessen Mitte wieder würde der Zwischendienst bezeichnen oder der Scheitel des in der Wand liegenden Gewölbe-Schildbogens. Darum sei vorgeschlagen, hier nicht mehr von Stützen-Wechsel zu reden, sondern von Umgreifung: die äußeren Stützen umgreifen die inneren samt den Zwischenbögen, Pfeiler umgreifen die Säulen. Mit vollem Bewußtsein schließt hier der Verfasser auch klanglich sich einem entscheidenden Vorschlage des Wiener Forschers Hans Sedlmayr an, der für einen anderen, aber doch verwandten Fall, von der übergreifenden Form als dem eigentlichen Mittelalterlichen gesprochen hat. Die „übergreifende Form“ ist eine Frage des Aufrisses, die umgreifende zugleich und vor allem eine des Grundrisses. Sie ist beim gebundenen System schon in diesem, schon im nur gezeichneten Grundrisse abzulesen. Die übergreifende Form aber (z. B. die Unterteilung eines Bogens durch zwei oder drei kleinere, die in der Wand zurückliegen) ist tatsächlich das Auszeichnende des Mittelalterlichen. Sedlmayr weist die übergreifende Form übrigens zuerst im Justinianischen nach, das dem Karolingischen sicher wohlbekannt war. (Vor der Hagia Sophia stand z. B. das Reiterbildnis Justinians, wie das des „Theoderich“ vor dem Aachener Münster. Nur ein Beispiel, aber schon ein vielsagendes!) Es scheint, daß die übergreifende Form auch in Aachen schon da war; sie war es dann nämlich, wenn die Einsetzung der geraubten Granit- und Porphyrsäulen nicht eine nachträgliche Zufallsleistung, sondern – was sehr viel wahrscheinlicher ist – einen gewollten Bestandteil der Ordnung bedeutete. Dann übergreift der große Bogen des Obergeschosses jedesmal sogar zwei Geschosse umgriffener Säulenstellungen. Die umgreifende Form aber haben wir z. B. in der Salvatorkirche von Werden (bald nach 804) und wahrscheinlich auch im Vorhofe des Aachener Münsters, nach Effmann auch an der gleichen Stelle in Centula (Normandie). Umgreifung und Übergreifung gehören innerlichst zusammen. Sie bedeuten die Strophenbildung an Stelle des Flusses von Versfüßen. Sie bedeuten die Sammlung von Formen um eine eigene Gruppenmitte und also immer wieder den Sieg der Gruppe über die Reihe. Man versteht, was schon früher gesagt wurde: erst solche Bauten haben einen selbstverständlichen Drang, nach außen ebenso zu stehen und hochzuwachsen wie ihre aufgerichteten Raumgruppen sich aus dem Gleichlaufe mit dem Erdboden aufgerichtet haben. Der Anthropos, der Aufgerichtete, der „Mensch“ im eigentlichen Sinne! Dieses neue System mit seinen letzten Auswirkungen in Umgreifung, Übergreifung und schließlich Wölbung unter-

scheidet sich vom Altchristlichen wie der zweibeinige Mensch vom Vier- oder Mehrfüßler.

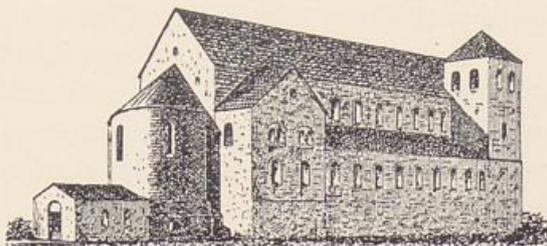
Aber hier wurde, mit dem Ausblick bis in das Gewölbejoch, weit vorgegriffen, und mit voller Absicht wurde eine schematische Darstellung gegeben. Aus ihr erhellt der Sinn des Vorganges und seine Bedeutung für die Zukunft. Beim Karolingischen ist immer von der Zukunft zu reden. Wer das begreift, sieht erst den Unsinn ein, den das Wort „Renaissance“ für diese



12. St. Gallen. Kirchengrundriß
nach dem Plan von 820

Jugendzeit bedeutet! Es läge nahe, sich die Verwirklichung dieses Gedankengebäudes in einer einfachen geschichtlichen Abfolge, in gesetzmäßiger „Logik“ vorzustellen. Das Leben verfährt selten oder niemals so. Beim bedeutenden Einzelmenschen ist es auch nicht anders als bei dem überpersönlichen Lebewesen eines Volkes und einer Kulturschicht. Die Gedanken tauchen nicht in der logischen Reihenfolge ihrer Gesetzmäßigkeit auf. Sie blitzen hoch, versinken, erscheinen wieder. Der „dritte“ Schritt kann vor dem „zweiten“, ja der „vierte“ vor dem „ersten“ kommen. Erst in der Überschau erscheint das Gesetz; die Betrachtung reiht gerne klarer als das wogende Leben. Nur eines ist freilich genau zu erkennen, einmal jedenfalls ist das ganze Programm wohl schon unverkennbar da. Aber das geschieht an einer Stelle, wo das Leben, das Schaffen selbst sich dem Betrachten innerlich näherte, bei dem idealen Bauplane von St. Gallen, einer „papierenen“ Schöpfung, die auf eine Tierhaut geschrieben und nur so uns

überliefert ist. Auch hier gibt es über die Form der Kirche Streitfragen. Bis zur ausgeschiedenen Vierung wird auch der St. Gallener Plan wohl nicht ge- deutet werden dürfen. Aber sonst enthält dieses Pergament, das um 820 ein Unbekannter (Einhart?) ohne jede Berechnung auf die wirklichen Boden- verhältnisse dem Abte des Klosters zugesandt hat, tatsächlich alle wichtigen Züge der von uns schon fertig gesehenen Wandlung. Das Mittelschiff des Lang- hauses und das Querschiff sind gleich breit, die Vierung ist also quadratisch. Dieses Quadrat ist auf beide Querarme und auf den Langchor übertragen.

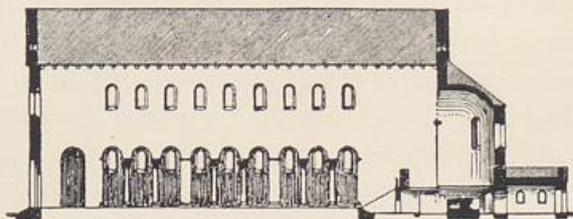


13. Werden. St. Salvator

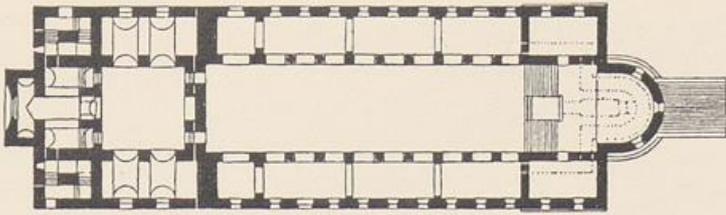
In der Länge des Mittelschiffes ist es viereinhalbmals (aus einmaligen Gründen nicht vier- oder fünfmal, aber in einem rechnerisch sicheren Verhältnis) enthalten. Fragen wir, jenseits dieser reinen Wunschverkündung, nach dem ganz oder halbwegs erkennbaren Wirklichen, so finden wir für das

Quadrat im Langhause: das von Centula und das von St. Peter zu Niederrzell auf Reichenau haben zwei, das von Fulda und das der Salvatorkirche zu Werden drei Quadrate. Das Quadrat der Vierung findet sich nicht völlig genau, aber vom Maße der etwas unterquadratischen Langhausteile her genau bestimmt, in der Salvatorkirche von Werden und in Steinbach bei Michelstadt, das Einhart baute. Die Quadratur der Querarme wäre nach Hardegger sogar im ausgeführten Bau von St. Gallen dagewesen. Doch mögen diese Angaben reichlich genügen, um zu zeigen, daß die einzelnen Züge des Gesamtsystemes sämtlich da waren, nur nicht durch die Geschichte in genau schematischer Folge verwirklicht. Erst ein Idealplan, der für St. Gallen, hat sie zusammengefaßt, und das mag wohl kennzeichnend sein. Denn man vergesse ja nicht: ein bloß vom Geiste errechnetes, nicht für das Auge verwirklichtes Maß ist auch nur für den Geist, nicht für das Auge vorhanden! St. Salvator in Werden dagegen ist durch die Sprache der umgreifenden Form in den Pfeilern, die die Stützen zwischen sich nehmen, ein besonders wichtiges und nun ein wirkliches Zeugnis. Hier ist die Umgreifung auch für das Auge deutlich.

Weil aber schon die Durchführung einer besonders an der Ost- (früher Schluß-)Seite wirksam halt gebietenden widerständigen Masseinheit den alten Sinn der römischen Basilika völlig aufgehoben hatte, weil das Aufrechtstehen dem neuen Raumgefühl entsprach, so bekam auch die Westseite eine andere Form, ein neues Gewicht. Sie war nicht mehr „Anfang“ eines Verlaufes, wie die Ostseite nicht mehr dessen Ende; sie bildete mit jener gemeinsam eine rahmende Eckform;



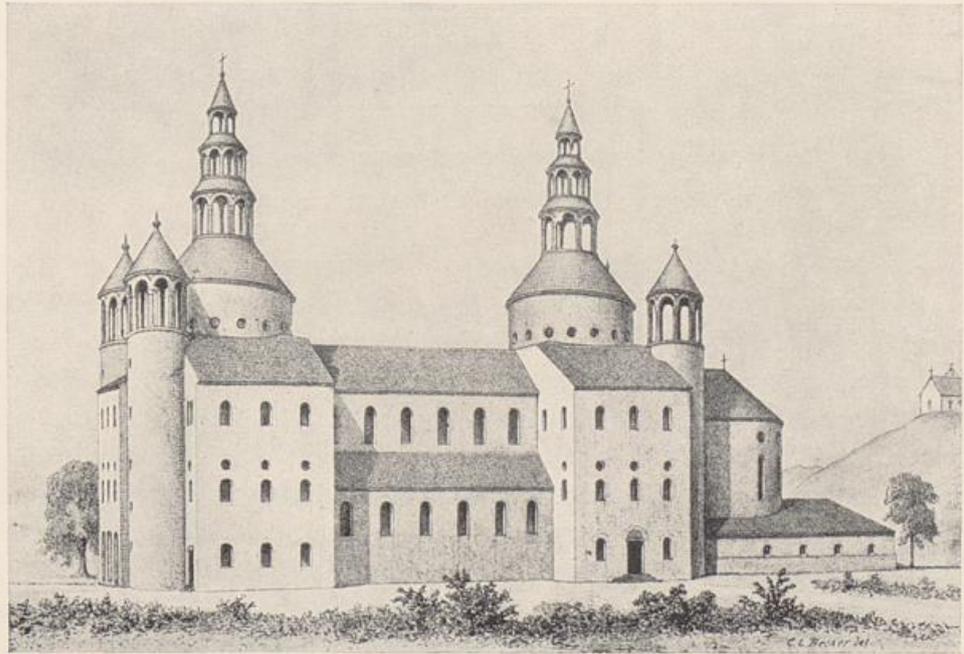
14. Werden. St. Salvator



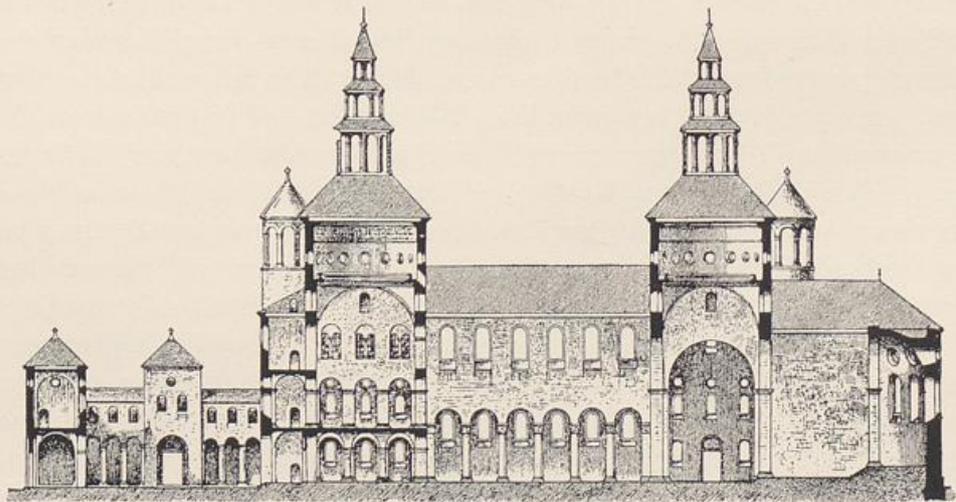
15. Werden. St. Salvator mit Westwerk, Grundriß

und dies auch dann, wenn (worauf Eßmann besonderen Wert legt) der Eingang „richtig“ im Westen lag. Sie konnte als Westwerk ein völliges Gleichgewicht gegen die Vierung gewinnen. Sie konnte – sogar im Einzelfalle sie allein – ein eigenes Querschiff erhalten, sie konnte einen Westchor, dem östlichen gleich, wenn nicht überlegen, entwickeln. Dies alles ist schon im Karolingischen geschehen. Der Plan von St. Gallen zeigt eine doppelchörige Kirche, einen sehr dauerkräftigen Typus der deutschen.

Besonders bezeichnend für die karolingische Zeit ist das Westwerk. Vielleicht war das großartigste – wenn wir alten Abbildungen und Nachrichten und namentlich ihrer geistvollen Auslegung durch Eßmann folgen dürfen – in Centula, auf später normannischem Boden da, dem Neubau eines älteren Klosters, den 790 Karls des Großen Schwiegersohn Angilbert unternahm. Schon der Vorhof hat danach durch die Art der auf Pfeilern gewölbten Tore zwischen je drei Bogen auf zwei Säulen, durch ausgesprochen umgreifende Formen also, einen sehr neuartigen, dem altchristlich-römischen sehr entgegengesetzten Eindruck gemacht. Dieser trat erst vollendet zutage durch die Hochführung des gewaltigen Westwerkes, das in der äußeren Erscheinung dem Vierungstürme völliges Gegengewicht bot (nach Eßmann ohne tiefere Begründung, da der architektonische Inhalt sehr verschieden gewesen wäre, und das Äußere des Querschiffbaues mit der Vierung den Eindruck von Emporen nur vorgetäuscht hätte. Aber vielleicht waren doch Emporen da?). Von außen wirkt die Westseite von Centula wie ein Querschiff. Sie enthielt aber einen vom eigentlichen Inneren völlig abgetrennten mehrgeschossigen Raum. Der Eintretende befand sich in einer niedrigen Vorhalle. Auf westdeutschem Boden kann man sich heute noch in Corvey eine gewisse Vorstellung von der Wirkung dieses dunklen Durchganges nach dem helleren, höheren Hauptschiffe bilden. Zwischen Westwerk und Vierungsteilen steht, in zwei Quadrate rechnerisch aufteilbar, das Mittelschiff. Der Kreuzaltar genau in der Mitte! Ein geheimer Zentralbau also



10. Centula. Rekonstruktion von Effmann



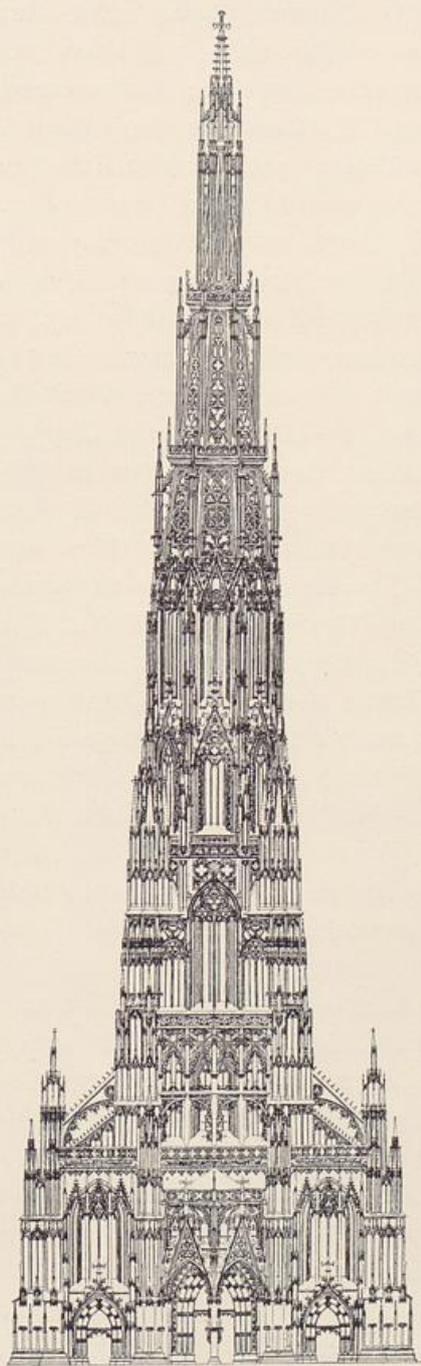
17. Centula. Rekonstruktion von Effmann



18. Corvey. Benediktinerkloster-Kirche. Um 1000. Blick durch das Westwerk

in der Form eines Langbaues mit zwei gleichgewichtig betonten Schlussseiten, der Inbegriff des Gegensatzes zur stadtrömischen Basilika. Bezeichnend für das Westwerk ist, daß es ein angefügter Gebäudeteil ist. So hat man in Werden geradezu eine zweite Kirche als Westwerk vorlegen können. Bezeichnend vor allem aber ist, daß auch bei angelegten Flankentürmen die eigentliche Massen- und Höhenbetonung in der Mitte liegt. Das ist das Gemeinsame zwischen dem Vorbau von Aachen und den Westbauten von Essen, St. Pantaleon-Köln, Freckenhorst, Minden; und bis zu St. Patroklos in Soest kann man namentlich im deutschen Westen die Nachwirkungen dieser Form verfolgen. Auch die großartige Schönheit von Maria-Laach beruht auf diesem Gedanken. Für den heutigen Betrachter des Mittelalters

ist das Westwerk schon eine sehr altertümliche Form. Es ist aber – was nicht selten zusammengeht – auch eine sehr deutsche! Vor der Spaltung der Franken war es auch bei den westlichen zu Hause, aber diese haben es ziemlich früh aufgegeben. Wir dürfen heute sagen: weil sie begannen, Franzosen zu werden. Das eigentümliche Raumgefühl der Nordfranzosen, das sehr anders als das unsere ist – übrigens sehr voll Geist und klarer Vernunft –, hat sich bekanntlich am deutlichsten durch die Schaffung der Gotik bewiesen, die ein Triumph rechnerisch scholastischen Scharfsinns heißen darf, dem Volke Diderots und d'Alemberts höchst angemessen. Mit diesem Raumgefühl des späteren Gotikervolkes stimmte schon in seinen früheren Geschichtslagen das Westwerk bald nicht mehr zusammen. Während es bei uns blühte und zu der Eigenart des deutschen architektonischen Gesamtausdruckes einen entscheidenden Beitrag leistete, wurde es von den Franzosen verstoßen, ebenso wie etwas später die Krypta, wie schließlich alles, was im Kirchenraume eine starke Bewegung von Auf und Ab, einen Wechsel der Bodenlage, eine Störung der Waagerechten im Inneren, überhaupt der einfachen und einseitigen Richtung erzwingt. Denn die Gotik, der man üblicherweise lediglich den „Höhendrang“ nachsagt, kann ihre (bei uns meist sehr überschätzte) Höhenerstreckung nur durch eine ungestörte Bodenerstreckung erreichen. Entscheidend ist für sie die Einseitigkeit der Richtung, etwas Antikarolingisches, auch Antiottonisches, man kann auch sagen: Anti-deutsches. So seltsam dies klingen mag, die Gotik samt ihren Vorformen ist in diesem wichtigen Punkte der stadtrömischen Basilika viel verwandter als dem ihr selber vorangehenden Stile. Sie verwertet wohl Umgreifung und Übergreifung in aufrechten Jochen, aber sie übertönt dies alles durch Vervielfachung und Abflachung des Reliefs. Sie übertönt es im Dienste einer völlig einseitigen Richtung, die von einer Westfassade durch ein Hauptschiff zu einem Chore über einer Bodenfläche höchstens noch ungebrochener durchgeführt wird, als in der römischen Basilika die Richtung vom westlichen Vorhofe bis zum östlichen Breithause und der Apsis. Der Ausblick auf die Gotik schon an dieser Stelle ist wichtig. In dem gleichen geschichtlichen Augenblicke, in dem die beiden größten Kunstvölker diesseits der Alpen zum ersten Male mit gemeinsamer Schöpfung sichtbar wurden, in diesem Augenblicke geschah es auch schon zum letzten Male. Als bald mußten sie sich trennen, und für uns ist es wichtig, uns schon an diesem Wegkreuze dessen bewußt zu werden. Die Straßen werden sich später noch mehrmals nähern, aber sie bleiben eigene Straßen, und zunächst gehen sie scharf auseinander. Das „altertümliche“ Westwerk ist für das deutsche Raumgefühl



19. Einturmprojekt für den
Regensburger Dom (nach Rosemann)

6 PK

genau so bezeichnend wie die Westfassade für die Franzosen. Die Erben des Westwerks sind bei uns der Westchor und der westliche Einturm. Noch in staufischer Zeit gibt es an sehr entscheidenden deutschen Bauten, an solchen, für die großartigste Plastik entstand, noch immer keine Westfassade, in Mainz nicht, in Bamberg nicht, in Naumburg nicht. Wenn dies verstanden werden soll, so muß darauf schon an dieser Stelle vorbereitet werden. Beibehaltung oder Aufgabe des Westwerkes – schon an dieser Frage wurde die Wegetrennung entschieden. Für später hieß diese Frage: Gotik oder Nichtgotik! Der Deutsche entschied sich gegen die einseitige Richtung, damit für die Ausstrahlung, für geheim zentralbauliche Wirkungen auch im Langbau – und gegen die Gotik! Wenn wir später den Westchor des Mainzer Domes gegen die gleichzeitige Fassade von Notre Dame zu Paris stellen werden, dann wird der volle Sinn dieser Entscheidung erst deutlich sein. Die deutsche Kirche sollte nicht einfach ein gerader Weg werden mit einer Eingangswand zwischen Eingangspfeilern zu einem einzigen Chore hin. Diese letztere Auffassung ist vielmehr die eigentlich und überwiegend französische. Sie ist weit weniger nordisch, weit weniger dem gemäß, was die nordgermanische Ornamentik und ihre Weiterwirkung im späteren Deutschland an Bewegungsgefühlen offenbarte. Die echte Westfassade zwischen zwei Sockeltürmen kommt gelegentlich auch bei uns vor. Besonders vertrat sie die salische Zeit gegenüber der ottonischen. Das alte

Strassburger Münster hat sie gezeigt, auch Limburg a. d. Hardt. Im übrigen aber, für die Mehrzahl der Fälle, dürfen wir sagen: wo wir auf späteren Wegen der Betrachtung die echte einseitige Doppelturmfassade bei uns finden, sei es in Marburg, in Köln, in Regensburg, auch in Lübeck, da ist sie immer westlichen Ursprunges, da läßt sich stets eine französische Einwirkung nicht nur vermuten, sondern nachweisen. Es läßt sich dann aber auch fast immer der wohl unbewusste Einspruch des deutschen Baugesühles, selbst innerhalb der übernommenen Form, nachweisen. Er erfolgt durch die weit plastischere Auffassung. In Regensburg war vorher überhaupt ein Einturm geplant. Im Einturme, der sich vor die Westseite pflanzt und damit fast immer eine Vorhalle birgt, im Freiburger, im Ulmer, im Berner, im Danziger, im Landshuter, wirkt der gleiche Baugesist in späterer Erscheinung, der in früherer am Westwerke seine Lust und seinen starken Ausdruck fand. Hier darf man sich nachdrücklich der Tatsache erinnern, daß das Westwerk den Namen „turris“ führte: der Turm! In diesem Namen war unbewußt schon die Form viel späterer Nachfolge vorausverkündet. Die spätere Liebe für den Einturm geht mit der früheren für das Westwerk auf eine gemeinsame Wurzel zurück. Die Türme von Marburg, erst recht die von Köln tun denn auch das Mögliche, um die Eingangsseite zwischen ihrer plastischen Eigenwucht zusammenzupressen und gleichsam wegzudrücken. Namentlich die Kölner sind durch ihre Form eher zweimal hingesezte Eintürme als echte Eingangspfeiler im französischen Sinne: sie stehen nicht zu seiten der Eingangswand; sie um- und übergreifen sie vielmehr. Und dabei ist der Kölner Dom noch immer die am reinsten gotische, also französische Großkirche ganz Deutschlands.

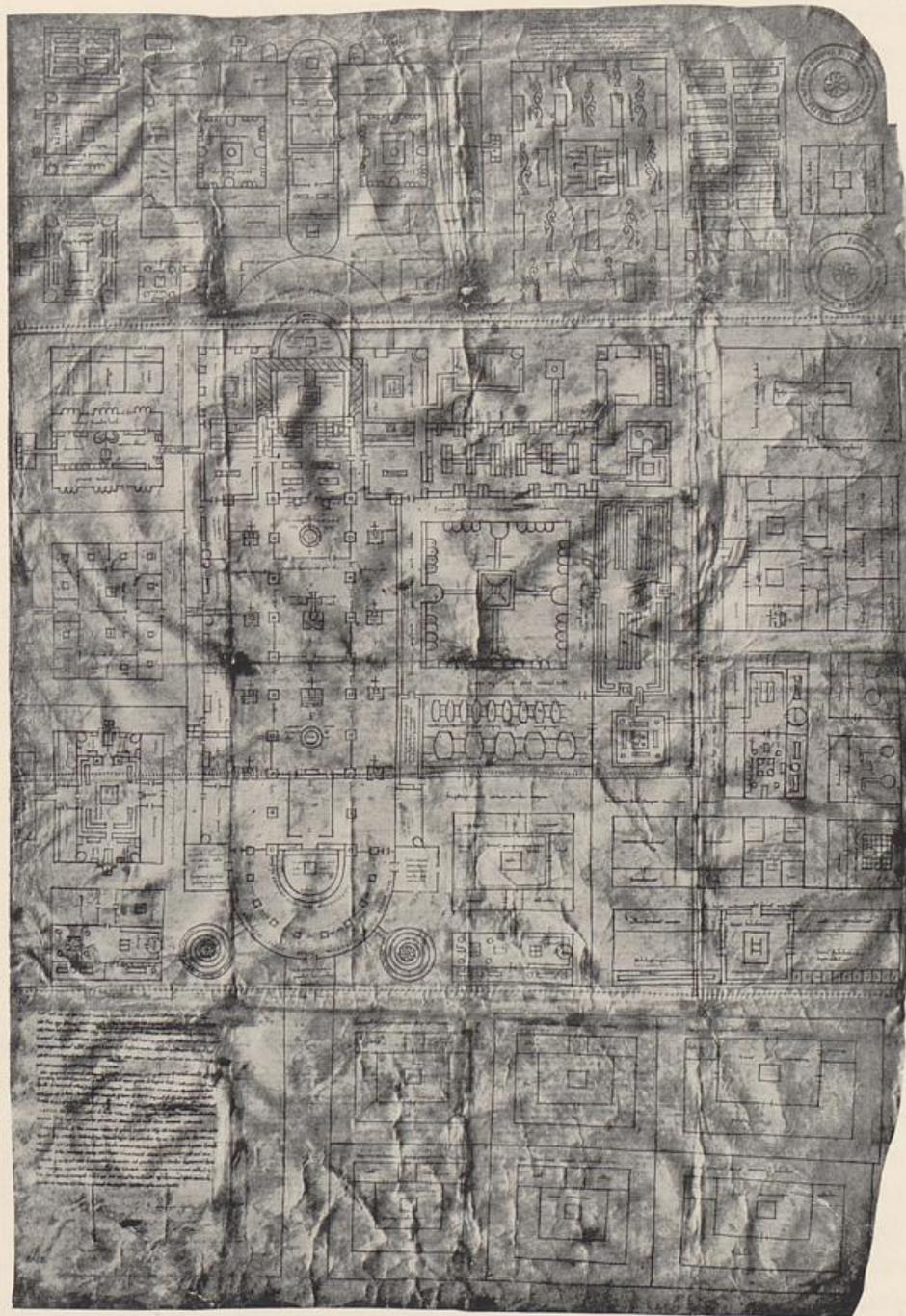
Diese mehr systematische Würdigung der karolingischen Taten hilft uns durch die Wirrnis des Wirklichen, das ja nur in Resten und Nachwirkungen zu uns reden kann. Man muß sich aber vorstellen, was es heißt, wenn sich der Boden Deutschlands nicht nur mit vielen Steinkirchen überhaupt, sondern auf der Stelle mit solchen bedeckte, in denen ein gänzlich neues Raumgefühl um seinen Ausdruck rang. Wieviel Kraft spricht daraus! Diese Kirchen wuchsen ja nicht mit Selbstverständlichkeit aus dem Boden wie in der spätantiken Großstadt. Sie wurden zunächst doch wie von außen in unser Land hineingerodet. Sie waren meist auch mit Klöstern verbunden, die alle Formen des tätigen Lebens mit sich brachten. Das Wichtigste geschah erst in karolingischer Zeit. In einigen Gebieten, wie in Schwaben z. B., hatten allerdings die Merowinger schon im 6. Jahrhundert den neuen Glauben

eingeführt (daher die vielen Martinskirchen dieses Gebietes – St. Martin ist der westfränkische Hauptheilige von Tours). Am Oberrhein, in Chur, Konstanz, Basel, Straßburg lagen älteste Bistümer. Im 7. und 8. Jahrhundert setzte die Tätigkeit der christlichen Sendlinge in größtem Maßstabe ein: Columban, Gallus (St. Gallen), Magnus (Füssen), Emmeram (Regensburg), Korbinian (Freising), Kilian (Würzburg), Kuotpert (Salzburg). Man bemerke, daß sie fast alle vom Norden kamen! Der Angelsachse Winfried hat in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts die Verchristlichung vollendet, bis auf die Gewinnung der Sachsen, bis auf die gerade seiner nächsten Verwandten (wir wollen doch nicht vergessen, daß England vor der normannischen Eroberung ein sächsisches Land gewesen ist). Köln und Frankfurt blühten auf. Bayern erhielt seine altberühmten Bistümer Passau, Regensburg, Salzburg, Freising. In Thüringen, das unter Würzburg, Bamberg und Erfurt stand, sollen die Sachsen schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts über 30 Kirchen zerstört haben. In Karls Zeit wurden die Bistümer Werden und Bremen gegründet. Namentlich Werden (804 Bistum) liefert uns heute durch die Bauten Liudgars wichtigste Zeugnisse. Dieser hat weit mehr geschaffen, als erhalten ist. Ganz Niedersachsen und Holland bedeckte er mit Kirchen. In Fulda war der Baueifer Rathgars so groß, daß dieser Abt nach Karls Tode auf Drängen der Mönche abgesetzt wurde. (Ähnlichen Baueifer werden wir 900 Jahre später wiederfinden.) Außerordentlich wichtig wurden die Klöster. Von der Macht Benediktbeurens und gar Tegernsees macht man sich heute schwer einen Begriff. Fulda, St. Gallen, die Reichenau spielten eine besondere große Rolle. Der Plan von St. Gallen zeugt, obwohl Idealplan oder vielleicht gerade dadurch – da er dem Achener Statute von 817 für die Benediktinerklöster des Frankenreiches folgte – nicht nur für den Kirchenbau, sondern für die ganze lebendige Vernunft der Klostermänner von damals. Wir dürfen sie uns, besonders in Deutschland, nicht als unvergnügliiche Asketen vorstellen. Gerade aus St. Gallen kennen wir den Kampf, der später dort gegen die finsternen Sendlinge aus Burgund ausgefochten werden mußte. Der Mönch verlangte für sich das germanische Recht der Waffe. Er war ein Mann durchaus, er rodete, pflanzte, baute, las, schrieb, malte, meißelte – und kämpfte! Die Prüfung des St. Gallener Planes beweist eine klare Überschau über das ganze Leben. Auch dieser Plan ist aus der Mitte entwickelt, die für das Karolingische so bezeichnend ist. Hier wird sie von dem eigentlichen Kloster gebildet, dem Kreuzgange, der südlich (auf dem Plane rechts), an die Kirche stößt. Von den vier Seiten gehen sehr bestimmte Richtungen aus: Kirche und Schlaßaal zeigen auf

die stillere, geistige und geistliche Seite des Daseins. Hinter der Kirche wartet noch eine kleinere zweite, hinter dem Schlaßsaale der Friedhof. Seitlich hinter der Kirche Abthaus, Schule, Gasthaus für Vornehme. Die Seite des Speisesaales aber bestimmt die Richtung auf die Handwerker und die des Vorrats- und Kellerraumes die auf die Ställe und landwirtschaftlichen Anlagen. Beide zielen also nach der weltlichen Seite des Daseins. Das beschauliche Leben ist vom tätigen getrennt, und doch ist eines vom anderen her erreichbar. Das Symbolische ist zugleich praktisch. Auch an das kleinste Bedürfnis ist dabei gedacht, selbst die Gemüsearten sind genau bezeichnet. Es herrscht ein ländlich gärtnerischer und zugleich sehr regelhafter Gesamtcharakter.

Auch die Pfalzen Karls des Großen und seiner ersten Nachfolger müssen zugleich ländlich und regelbestimmt gewirkt haben. Es gab ja keine Hauptstadt, der Hof zog herum. Königliche Sendboten aber überwachten überall den Stand der Dinge, und ihre Berichte geben einen hohen Begriff von den Ansprüchen und ihrer Erfüllung. In einer der Pfalzen wurden 25 Einzelgebäude gezählt. Die eigentliche Pfalz dort enthielt drei camerae, elf Stuben. Sie war mit Lauben umgeben (wir denken an Venantius Fortunatus). In Aachen, in Ingelheim (das durch Ausgrabungen ziemlich klar ersteht), in Nymwegen und überall dürfen wir uns eine höchst klare Regelmäßigkeit vorstellen.

Dies alles war sicherlich die Leistung nur einer schmalen Oberschicht von sehr weitem Blicke. Es konnte gar nicht anders sein. Weder hat der humanistische Bildungsmensch darin zu schwelgen, noch der Volksmann sich darüber zu entrüsten; am wenigsten hat der späte Freund des alten Germanentumes darüber zu flagen. Diese Männer waren an Umbruch und Wende genau das, was man heute eine Führerschicht nennen würde. Was sie taten, war gewiß wie alles Große im Geiste (nicht immer der Politik) nicht volkstümlich, aber es geschah, wie alles Große im Geiste, im Auftrage des Volkes und war also volkhaft, es war volksgemäß. Sie kamen auch aus verschiedensten Schichten, und noch standen an der Wiege der beginnenden deutschen Kultur obendrein alle jene Germanenstämme Pate, deren ursprüngliche Einheit zu Ottos des Großen Zeiten dem Bischof Liutprand von Cremona noch bewußt war. Mochte dieser auch nur die kaisertreuen Länder besonders hervorheben, da er ja den Kaiser gegen den Papst vertrat – wie auch später so oft (trog Mailand) sehr viele Lombarden –, er bestätigte damit doch die germanische Verrichtung des Kaisertumes. Da war, aus Liutprands eigenem Volke, der edle Langobarde Paul Warnefrid und,



20. St. Gallen. Pergamentplan von 820

freilich jünger, erst zu Anfang des 9. Jahrhunderts geboren, der alemannische Bauernsohn Walafrið, Strabo; da war der Sachse Liutgar in Werden, da war der spanische Westgote Theodulf und der angelsächsische Edle Alcuin aus Northumbrien (der Leiter der Hof- und Gelehrten-schule); da waren schon Bayern wie der Abt Sturm von Fulda, da waren natürlich Franken genug: Odo aus Metz und Rathgar und Eigil und Baugulf, und nicht zu vergessen Einhart, Theologe, Minister, Schriftsteller; und Karls Schwiegersohn Angilbert, der Centula schuf – Germanen allesamt und zum Teil schon Deutsche. Mochte Alcuin in der Akademie sich Flaccus nennen, Warnefrid als Paulus Diaconus in die Nachwelt eingehen: sie alle konnten ihr Latein, aber sie alle waren Germanen und sprachen germanisch, wenn sie kein Latein trieben. Ja, „Paulus Diaconus“, der große Theologe und Christ, beginnt die Geschichte seines eigenen langobardischen Volkes mit dem Ruhme des Nordens und der nordischen Herkunft; und das „Vorwort zum Gesetzbuch König Rotharis“ beginnt mit der Anrufung Christi, um alsbald in die germanische Götterwelt zurückzutau-chen. Und es war auch in der Welt der Sprache und der Dichtung nicht anders, als es uns bald die Welt des Bildes und der Ornamentik in der Geschichte unserer bildenden Kunst zeigen wird. Neben Einharts reinlich flugem Lateinisch steht – liebenswerter, hinreißender gewiß, aber doch aus gleichem Blute gekommen – der „Heliand“, der die neue Lehre in stärkster germanischer Übersetzung im Heldenliede einsang. Und neben diesem steht das wunderbare althochdeutsche Muspilli der Münchener Handschrift. Es ist, gleich dem Heliand, ein christliches Gedicht voller germanischer Empfindung, und sein Geist ist in die Weltgerichtsdarstellungen der Bodenseegegend übergegangen – eine Schöpfungstat schon der deutschen, nicht mehr der gemeingermanischen Kunst, der sich das gesamte Abendland nicht hat entziehen können. Und noch im 8. Jahrhundert sind das eiserne Hildebrands-Lied und das von allen Schauern des Unendlichkeitsbewusstseins, das wirklich von echtestem nordischem Gefühle erfüllte und wiederum damals doch nur in Deutschland mögliche Wessobrunner Gebet entstanden. Gewiß war das Leben widerspruchsvoll wie immer und schuf Leiden wie immer. Zur Zeit, als Odo von Metz noch am Aachener Münster gestaltete, wurde der Mönch Godescalc geboren, die erste wahrhaft große und tragische Erscheinung des eigentlichen Deutschen von Geist, wie sie Wilhelm Niemeyer vorbildlich und richtig gesehen hat: Sohn eines sächsischen Grafen, in schwerem Kampfe mit dem aufgezwungenen Mönchtum aus dem Kloster Fulda entflohen, von Abt Rhabanus Maurus (Fulda) und Bischof Hinkmar (von Reims) verfolgt und gepeinigt; der Ketzer, der die Lehre von der

Vorherbestimmung der Seligkeit und der Verdammnis verfocht und ihr Märtyrer war. Und gerade er, der wahrhaft Freie, der gefangen lag, ersann die tiefste deutsche Hymne, gerade er gewann den ersten Einbruch der menschlichen Einzelpersönlichkeit in den Stil des Allgemeinen, etwas sehr Deutsches, Luther und Faust vorausnehmend. Er dichtete den großartigen Hymnus zum Lobe der heiligen Dreifaltigkeit mit der alles Gewohnte durchbrechenden leidenschaftlichen Klage und Frage am Schluß von sechs ersten Versen: „Warum heißt du mich singen?“ Er führte die Frage dann doch in ein letztes großartiges Ja über als „Sang aus freier Gabe“; und dieses vielleicht wunderbarste frühe Gedicht der Deutschen ist lateinisch geschrieben! Es ist darum nicht weniger deutsch, es ist so deutsch wie die Verwandlung des Julfestes in Weihnachten und die des Heilands in den altfächsischen „Heliand“, die eine frühe Frucht des neuen Glaubens bei den Sachsen war. Da war nun freilich auch die Sprache, nicht nur die ganze Auffassung germanisch. Aber dafür war der Inhalt von draußen gekommen. Dem Heliand trat sogar noch von fränkischer Seite als Kunstgedicht in deutscher Sprache das Evangelienbuch des Otfried von Weissenburg gegenüber. Vor allem, die ganze lateinische Dichtung der Deutschen jener Zeit verhält sich zum eigentlich Spätantiken und Südlichen völlig genau so wie die karolingische Raumform zur spätantik-altchristlichen. Sie spricht wohl Latein, aber nicht weil sie von „Römlingen“ stammt, sondern weil sie sich an die ganze Weite der Welt wendet. Doch die gleichmäßigen Rhythmen der Antike löst der Reim ab, die umgreifende Form löst die einfach fließende ab. Der Reim ist tatsächlich der Pfeiler des Klanges, der die waagerechten Säulenrhythmen der Versfüße erst senkrecht rahmt und absteckt. Der alte Hymnus wurde schließlich übergeführt in die musikalische Form der Sequenz. Ihr eigentlicher erster Vollender war Notker der Stammler. Dieser starb in St. Gallen, am gleichen Orte und zu fast genau gleicher Zeit (um 912) wie der erste namentlich bekannte deutsche Darstellungskünstler: Tutilo, der zugleich der Lehrer der Musik im Kloster war.

Karolingische Malerei und Plastik

Indem wir die Dichtung aufriefen, steht die Frage nach der zweiten Forderung auf, mit deren Erfüllung erst das karolingische Zeitalter begann. Neben dem monumentalen Steinbau war die Eroberung der Erscheinungswelt zu erreichen, die sich ja gegenständlich so oft mit der Dichtung berührt.